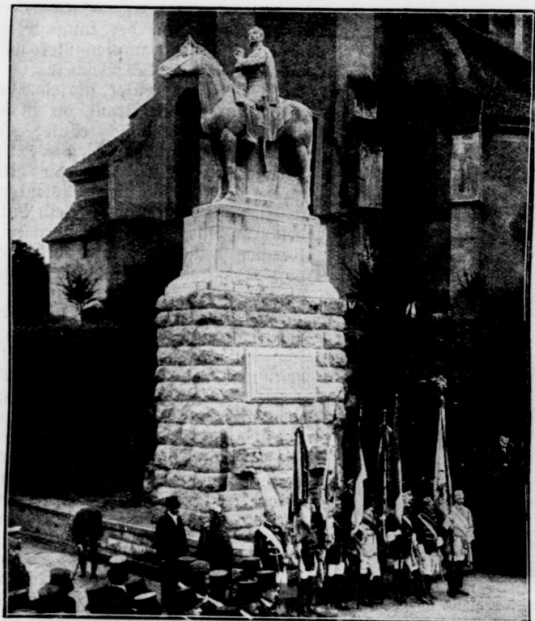




Das Denkmal des Lühower Freikorps in Jöbten am Berge, das in Anwesenheit des deutschen Kronprinzen enthüllt wurde. Das Denkmal zeigt einen betenden Lühower Jäger zu Pferde. Bekanntlich wurde in Jöbten die Lühowsche Freischar gesammelt und in der Kirche zu Rogau eingeseget. Das wundervolle Monument wurde von Professor von Gosen in Breslau ausgeführt.

Dexterbild.



Wo ist der Nachtwächter?

ooo Zum Nachdenken. ooo

Statt eines Hochzeitsgeschenkes hat der alte württembergische Pfarrer Klattich seiner jungen Patronatsheerrschaft folgenden guten Rat gegeben: „Heute, liebes junges Paar, ist unter Ihnen eitel Freude und Friede. Da schwebt kein Wölkchen am Himmel. Aber es bleibt nicht immer so. Sie sind auch arme sündige Menschen, und es wird manchen Anstoß unter Ihnen geben. Wenn nun die erste verdrießliche Stunde kommt, wenn Sie zum erstenmal über etwas nicht einig werden können, dann mag eins zum andern sagen: Du, entweder habe ich heute meinen garstigen Tag, oder du hast deinen; wir wollen die Sache verschieben bis übermorgen!“ — Das junge Paar nahm das Geschenk mit Dank an, und es hatte noch Wert und Segen, als die übrigen Hochzeitsgeschenke lange verbraucht waren.

ooo Vermischtes. ooo

Die fünf verbreitetsten Sprachen der Welt sind der Reihe nach: Chinesisch, Englisch, Indisch, Russisch und Deutsch. Die deutsche Sprache steht also ziemlich vornan. Dahinter kommen erst zwei afrikanische Sprachen, dann Spanisch, Japanisch und Französisch. Chinesisch, Russisch und Indisch sind nur deshalb so verbreitet, weil die betreffenden Länder so groß und so stark bevölkert sind; eine Weltsprache ist keine von diesen Sprachen. Nur Englisch ist eine solche, und nur mit der englischen Sprache steht also die deutsche allein in Wettbewerb, was den Weltverkehr betrifft. Die übrigen Sprachen kommen da gar nicht in Betracht.

Ein wertvoller persischer Teppich, der schönste seiner Art, befindet sich im South Kensingtonmuseum zu London. Das Kiesenstück — 34 Fuß 6 Zoll lang und 17 Fuß 6 Zoll breit — weist 33 000 000 Knüpfungen auf und stammt aus der Mojchee von Ardebil. Als Verfertiger dieses Teppichs nennt sich in einer Inschrift der Sklave des heiligen Ortes Raffoud von Kalkan im Jahre 992 arabischer Zeitrechnung (d. i. 1535 n. Chr.).

Ob sie noch wachsen? Mina war im Institut gewesen. Sie hatte malen gelernt und konnte stiden und hatte den ganzen Goethe und Schiller gelesen. Aber als sie heiratete, mußte sie nichts von Küche und Haushalt, wie es öfters so geht. Doch das Geschäft sollte ihr nicht erpart bleiben. Sie mußte auch den prosaischen Teil des Ehestandes kennen lernen. „Ach“, sagte sie da einmal, als ihre Wags sehr kleine Eier vom Markte brachte, „es ist doch eine Schande! So winzige Eier, die sollte man doch länger im Neste liegen lassen, bis sie etwas größer sind.“

Allerlei Heiteres. — Rätsellecke.

Im Gebirge. Führer: „Hier hört die Vegetation auf, fünfhundert Meter höher 's Bier und noch fünfhundert Meter höher sogar die Ansichten, farten!“

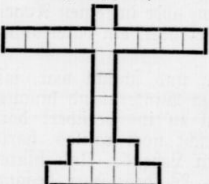
Ausrichtig. „Nun, Junge, welche Unterrichtsstunde ist dir denn die allerliebste?“ — „Die letzte.“

Sehr richtig. A.: „Ich möchte eigentlich wissen, warum so wenig Leute ein Tagebuch führen.“ — B.: „Das ist sehr erklärlich. Diejenigen, die die Zeit dazu haben, haben eben nichts hineinzuschreiben — die anderen haben keine Zeit!“

Woshaft. Wirt: „Nun, was sagen Sie zu dem jungen Huhn?“ — Gast: „So jung noch und schon so verborben!“

Beruhigung. „Sie haben unsere frühere Köchin eingekellert?“ — „Ja, aber beruhigen Sie sich; wir glauben ihr nicht den zehnten Teil!“

Beweiserrätsel.



Man lese die Buchstaben A, D, E, E, E, E, F, G, H, L, M, N, O, O, R, R, S, T, V so in die leeren Felder, daß die Zwagerreihen ergeben: 1. einen Singvogel, 2. ein Getränk, 3. einen Teil unseres Fußes und die seitrechte Reihe eine deutsche Stadt.

Erwin Eugenhan jr.

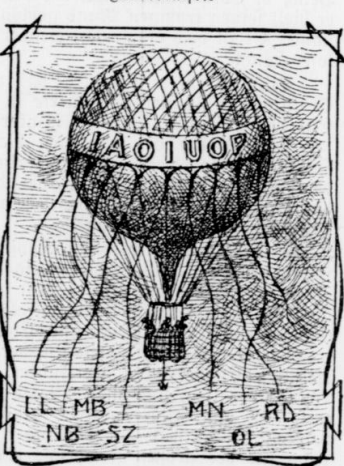
Auflösungen:

des Verleghaus: Selma, Eber, Rote, Belag, Israel, Eris, Nele = Serbien; — des Verleghaus: Auster, Auster.

Nachdruck unserer Originalartikel wird gerichtlich verfolgt.

Druck von W. Kohlhammer. Redaktion: Dr. C. Götsch in Stuttgart. Verlag von R. A. Sank, Altena i. W.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.



N. 40.

Wochenbeilage zum Altenaer Kreisblatt.

1913.

Gold in der Ehe.

Erzählung von A. Etker.

Es war im Januar 1868. — An einem Mittwoch, nachmittags gegen fünf Uhr, versammelte sich in S. bei den alten Fräulein von Hennig ein großer Kreis Damen, junger und alter, zum Leberfränzchen.

An Lebhaftigkeit ließen diese Kränzchen nie zu wünschen übrig. Heute lag aber noch ein besonderer Grund vor, der die Damen erregte, für den ersten Augenblick Tee und Kuchen kaum beachten ließ und die verschiedensten Ansichten zutage förderte. Am Montag hatten sich zwei Mitglieder des Kränzchens verlobt. Man hatte das ja allerdings vorausgesehen, war aber schließlich doch über die Schnelligkeit, mit welcher sich die Verlobungen vollzogen, überrascht. Emma von Wense hatte sich mit dem Leutnant von Berg, und Helene

Hartung hatte sich mit dem Oberförster Grieser verlobt. Emmys Eltern waren sehr reich, besaßen in der Vorstadt eine schöne Villa. Emma war die einzige Tochter, hatte später ein bedeutendes Vermögen zu erwarten und war bei den Herren nur unter dem Namen „das niedliche Goldfischchen“ bekannt. Helene Hartung war seit ihrem zehnten Jahr eine Witwe, lebte bei ihrer Tante, Frau von Brandenstein, und hatte kein Vermögen. Die beiden Mädchen waren sehr befreundet, und ihre Verlobten ebenfalls.

Mit großer Spannung wurde in dem Kränzchen das Erscheinen der beiden Bräute erwartet. „Nächst ist die kleine Wense, das muß man ihr lassen“, sagte Frau Amtsrichter Häuser, „aber mein Mann meint, als Frau möchte er sie nun und nimmer haben; leicht wird sie dem Leutnant das Leben nicht machen.“

„Wenn eine Frau ihrem Mann so viel Gold in die Ehe bringt, muß er sich auf einige Schattenseiten



(Entnommen dem Frühjahrsheft „Aires Haus“. Von Ludwig Richter. Verlag: Neugebauer, Leipzig.)

Du, blauer Himmel, spann ein Bell, Den Bräutigam zu grüßen, Ihr Blümlein, wehet übers Feld Den Teppich ihm zu Füßen,

Ihr Lüfflein, regel dann geschwind, Die Glöcklein, daß sie duftend lind Tauperten streuen auf der Au Uns arme Kind von Hennegau.

Frau ihrem Mann so viel Gold in die Ehe bringt, muß er sich auf einige Schattenseiten

Wolle nie ein Herz beneiden,
Weil es im Glücke schwebt allein;
Es ist kein Glück, das ich ein Leben
In einem Menschen einsam sein.

— Hausfrauenblätter. —

Schwermel.
Novelle von Josephine Stier.

Heher den Schimmer.
Von Camille de La Motte.

gefaßt machen und sie extragen," bemerkte Fräulein Leonhard ein wenig bittig.

Sie war nicht mehr jung, und ihrer Mutter Bemühungen, die Tochter gut zu verheiraten, waren bis jetzt ohne Erfolg geblieben.

"Helene bringt ihrem Mann wenig Gold in die Ehe," sagte Frau Bürgermeister Lohr, "aber ich glaube, er hat bei ihr auch nicht mit Schattenseiten zu kämpfen."

"Ich glaube eher an das Gegenteil," rief Elfe von Sahn, ein noch sehr junges Mädchen, und schüttelte sich. "Ich würde mich vor Oberförster Grieser fürchten. Er soll entsetzlich heftig sein. Man sieht es ihm ja auch an. Seine Augen flammen bei der geringsten Kleinigkeit auf, als wollten sie lichterlos brennen. Ich bewundere, daß Helene den Mut hat, mit ihm den Gang durch das Leben zu wagen. Man hat ja auch in unseren gebildeten Kreisen schon oft ganz schreckliche Dinge von heftigen Ehe-männern gehört."

Die älteren Damen lachten über Elfes Eifer.

Fräulein Anna von Hennig klopfte ihr auf die Schulter und sagte lächelnd: "Um Helene Hartung und ihr Glück ist mir nicht bange, die!"

"Da sind sie!" rief Fräulein Gertrud von Hennig, da sind unsere Bräute!"

Sie begrüßte zwei eben ein-tretende junge Mädchen.

Am Au wurden diese von sämtlichen Damen umringt; so und so viele Hände streckten sich ihnen entgegen, daß sie kaum wußten, welche sie zuerst ergei-fen sollten.

"Wir gratulieren," ertönte es in den verschiedensten Ton-

Es gab doch gar zu viel zu sagen und zu fragen; auch konnten die beiden Bräute nur eine Stunde lang bleiben.

"Kuno geht in acht Tagen nach B., in die Garnison," klagte Emmy. "Da müssen wir die Zeit wahrnehmen. Es ist wirklich absehbar, daß das gerade jetzt geschieht und uns die Brautzeit so zerstört wird."

"Der Weg von B. nach S. ist nicht weit," tröstete Elfe von Sahn, "und ein Leutnant scheut ja Sturm und Wetter nicht und erit recht nicht, wenn er Bräutigam ist. Er wird wohl jeden Tag kommen."

"Das muß er auch, sonst wäre ich außer mir."

"So gut wird es Ihnen wohl nicht werden, Helene," bemerkte Fräulein Anna von Hennig. "Erstens liegt die Oberförsterei fast drei Meilen entfernt, und dann wird Grieser auch nicht viel Zeit übrig haben."

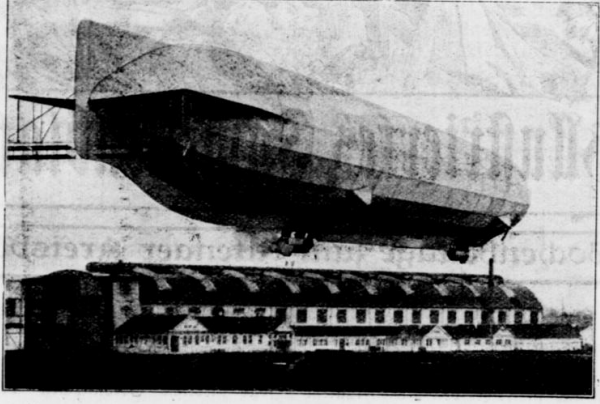
"Mein, er kann höchstens alle acht Tage kommen. Wenn das möglich ist, will ich sehr dankbar sein."

So wurde hin- und her-geredet, gefragt und geredet, bis Emmy sich erhob.

"Es ist die höchste Zeit, daß ich nach Hause gehe. Kuno muß sofort kommen."

"Ich gehe mit dir," sagte Helene. Arm in Arm gingen die beiden jungen Mädchen, da ihr Weg zu zwei Drittel der gemeinsame war.

"Ich sage dir, Helene," be-gann Emmy, "Kuno ist ein ent-zückender Bräutigam. Eigent-lich hat er ja schon, seit wir uns kennen, alles getan, was ich wollte, aber jetzt ist alles noch



Das Marineluftschiff „L 1“.



1. Obermaschinist Lehmann (gerettet). 2. Unteroffizier Adam (+). 3. Unteroffizier Starosted (+). 4. Unteroffizier Lutz (+). 1. Kapitän St. Hanne (+). 2. Oberlt. Frhr. v. Malt-zahn (+). 3. Korv.-Kapitän Meying (+).

Vom Untergang des bei Helgoland verunglückten Marine-Luftschiffes „L 1“.

Durch ein schweres Unglück ist die deutsche Marine und die deutsche Luftschiffahrt heimgejucht worden: das Marine-Luftschiff „L 1“ ist während der Manöver der Hochseeflotte nördlich von Helgoland am 9. September von einem Orkan aufs Wasser niedergedrückt worden und gesunken. Von der Besatzung, die aus 20 Personen bestand, wurden 6 gerettet, 14 starben den Heldentod. — Unsere Bilder zeigen unten die Besatzung, oben das Marine-Luftschiff bei der Luftschiffahrt in Friedrichshafen. Der Zeppelinkreuzer hatte eine Länge von 160 Meter, einen Durchmesser von etwa 15 Meter und faßte in 18 Gas-zellen 22.000 Kubikmeter Gas. Statt der Passagierkabine war in dem Lufgang, der die beiden Gondeln miteinander verband, ein Aufenthaltsraum für die Besatzung eingebaut, ferner Einrichtungen für drahtlose Telegraphie und das Abwerfen von Bomben. Die Fortbewegung erfolgte durch drei Maybach-motoren von je 170 PS. Bei der Dauerfahrt am 13./14. Oktober 1912 legte das Reichsmarine-Luftschiff mit 21 Passagieren und vollständiger kriegsmäßiger Ausrüstung unter Führung von Graf Zeppelin über 1600 Kilometer in 31 Stunden glatt und gefahrlos zurück.

arten. Emmy von Menfe, eine schlanke Blondine mit lebhaften, hellblauen Augen, nahm wie eine Königin die Glückwünsche entgegen. Helene, die mittelgroß war und dunkles Haar hatte, stand neben Fräulein Anna von Hennig, hatte ihre Hand gefaßt, und ihre dunklen Augen waren feucht, als die alte Dame leise sagte: „Gott segne Sie, liebes Kind!“

„Wo ist Frau von Menfe und wo bleibt Frau von Branden-stein?“ fragte jetzt Fräulein Gertrud von Hennig.

„Mama bittet sehr um Entschuldigung,“ entgegnete Emmy, „aber da wir abends Gäste erwarten, unsere Doppelverlobung ein wenig gefeiert werden soll, konnte sie nachmittags nicht ausgehen. Und für Tante ist es zu viel, nachmittags und abends auszugehen. Sie hofft auf gütige Nachsicht der Damen.“

Aus dem Lefetranzchen wurde heute nur ein Pflaudentranzchen.

ganz anders. Er wird mir nie einen Wunsch versagen und wird nie von mir verlangen, wie andere Männer das so oft tun, daß ich mich nach ihm richten soll. Dein Eberhard könnte von ihm lernen.“

Helene lachte und entgegnete: „Die Charaktere sind verschieden, Emmy. Mir ist die Aussicht lieber, daß ich meinem Mann das Leben nach seinem Wunsch gestalten kann. In Eberhards Natur liegt es nun einmal nicht, in auffälliger Weise den Hof zu machen.“

„Er soll doch so furchtbar heftig sein, Helene. Kuno sagt, er sei mitunter wie ein gereizter Löwe. Ach! Kuno ist so sehr gut-mütig. Dem kann ich alles sagen; der wird nie böse.“

„Ich forge nicht um meine Zukunft, Emmy. Ich gebe mein Glück in Gottes Hand. Und nun leb' wohl; auf Wiedersehen!“

(Fortsetzung folgt.)



Vom deutschen Kaisermandöver 1913. Kaiser Wilhelm mit dem König von Griechenland und dem König von Sachsen auf dem Manöverfelde, das sich in der Nähe der Stadt Freiburg in Schlesien befand.

Des Freiherrn Stimme grollte. „Einer, den die Lange-weile treibt, einem Emporkömmling zu dienen, einem herge-lautenen Räuber, der so namenlose Schmach über unser Land gebracht hat, der muß tot sein für meine Tochter, wenn er auch zehnmal mit heißen Knochen aus diesem Wirrwarr heraus-fommt.“

„Ein Hundsfott ist er, ein Vaterlandsverräter!“ schrie Heinz v. Ebra, und seine magere Knabenhand ballte sich zur Faust.

„Allweil das ist er mit,“ beschwichtigte die Großmutter, die dem Sohn nicht gern hatte widersprechen wollen und sich nun an den Großneffen hielt. „Ach mein halt, heut weiß keiner recht, wo sein Vaterland liegt; mancher mag meinen, im Mond. Dem Adölsle sei Herzog hätt' dem Bonepart' am liebsten die Stiefle gepußt vor lauter Afferei und Verehrung; das ist bei quet's Beispiel, und unser König, Gott erhalt ihn, ist mit sei Landesherr. Schilt mir's Adölsle nit, Bub! Seut führt manchen sei Weg in die Irre, der doch ein rechtichaffener Mann ist.“

Da schwiegen alle; die Eheleute fühlten die Wahrheit in den Worten, und des Freiherrn Brust hob ein tiefer Seufzer. Heinz v. Ebra wagte nicht, der alten Frau zu widersprechen, er hielt seinen trostigen Mund geschlossen, aber in seinen Augen stand: Er ist doch ein feiger, elender Verräter, ein vaterlands-loser Wicht.

Oben in ihrem Zimmer, das eng und schlicht war, saß Christine am Fenster und starrte in den Winterabend hinaus. Ein paar dürrige Lichtlein blinkerten zu ihr herüber; dort lag das Dorf; dort arbeiteten vielleicht noch rastlos harte Hände am Tagewerk des kümmerlichen Lebens. Und hinter dem Dorf lag die dunkle Mauer des Waldes; dort begann das Land, das ein Grab geworden war für Tausende der gro-ßen Armee. Auch für ihn?

Das Mädchen legte den Kopf auf die Fensterbank und stöhnte; warum konnte sie ihr Leid nicht meistern, warum den einen nicht vergessen, wie es doch der Wille ihres Vaters, ja auch ihr eigener war? Damals, als Preußens Macht auf den Schlachtfeldern von Jena und Eylau verblutete, war Adolf v. Hegefar ins Haus gekommen, verbittert, verärgert über die Kleinliche Engherzigkeit der Führer. Er hatte bei Eylau eine Wunde erhalten, und man pflegte ihn gesund in dem Haus, mit dem ihn alte Familien- und Freundschaftsbeziehungen verbanden. Er war, ein Thüringer von Geburt, aus Begeiste-rung für des großen Friedrichs Ruhm in preußische Dienste getreten und hatte nach dem unseligen Frieden von Tilsit seinen Abschied bekommen.

„Ein Weib und kein Beruf, das paßt nicht zusammen,“ hatte damals der Freiherr v. Krafewitz gesagt, als Adolf v. Hegefar um die sechzehnjährige Christine warb. Die Tochter, das Ebenbild seiner heißgeliebten ersten Frau, war dem Freiherrn zu jung für das unsichere Los; erst nach dem Tode

eines Onkels kam der junge Mann in den Besitz der Familiengüter; war-ten, hieß darum der Weisheit.

Zwei Jahre später schrieb Adolf v. Hegefar an die Braut, die in der Stille wartete und sich sehnte: „Ich nehme des Kaisers Dienste. Ehe Preußen frei wird und zur alten Größe gelangt, bin ich ein Weißkopf; in ein paar Jahren wird Dein Vater den französischen Offizier gern will-kommen heißen; er wird erkennen, daß Frankreich allein die Macht befigt.“

Christines flehender Brief, die Bitte, auszuharren, war zu spät ge-kommen und zu spät hatte den Un-geheimen des Freiherrn Jormwort erreicht; er war einer von denen ge-worden, die dem maßlosen Ehrgeiz des Emporkömmlings dienten. Erst in Spanien, dann in Rußland hatte er sein junges Leben auf das Spiel gesetzt, — hatte er das Spiel ver-loren? Weinte sie schon um einen Toten?

Als im Frühling und Sommer die Armeen des Kaisers durch das Land gezogen waren und die durch die letzten harten Jahre und durch Hun-gernot des vergangenen Sommers schwer heimgejuchten Bewohner fast bis auf das Letzte ausge-fogen hatten, da hatte auch ihr Herz geblutet im Zimmer um die Heimat, und sie sehnte den Saß herbei, denn sie wollte den Mann hassen, der sich freiwillig den übermütigen Eroberern angefellt hatte, und immer war die Liebe Siegerin geblieben. Jetzt in dieser Stunde fühlte sie es wieder übermächtig, daß der Saß schlief und nur die Liebe daheim hatte.

Einen Schatten bleicher noch als sonst kam Christine am andern Morgen aus ihrem Zimmer; als sie die Treppe hin-unterging, stand Heinz v. Ebra im Haussflur. (Fortf. folgt.)



Brand der Minoritenkirche, eines der schönsten Bauwerke Wiens: Der durch einen Blitzschlag in Brand geratene Giebel.

O wolle nie ein Herz beneiden,
Weil es im Glücke schweigt allein;
Das ist kein Glück, das ist ein Leiden,
In seinen Wonne einsam sein.

Zur Erziehung.

Kleine Kinder dürfen nie Zündhölzchen in die Hand bekommen, weder frische noch abgebrannte. Ganze Dörfer und Städte sind schon dem Zündeln der Kinder zum Opfer gefallen. Ob man nun die Kinder durch den „Struwwelpeter“ belehrt und ihnen einen heilsamen Schrecken einjagt vor dem Schicksal „Paulinchen“, das lichterloh brennt, oder ob man sie durch strenges Verbot, dessen Uebertretung unmissverständlich bestraft wird, von diesem unheilvollen „Spielzeug“ fernhält, auf jeden Fall müssen die Kinder wissen und empfinden, daß Zündhölzchen noch mehr als „Messer, Gabel, Eher“ und Licht zu den „Nährmich nicht an“ der Kinderwelt gehören. Auch ist es rasch, die Zündhölzchen so aufzubewahren, daß sie für kleine Kinder stets unerreichbar sind.

Handarbeiten.

Runde gefüllte Mütze für kleine Knaben. Erklärung der Abkürzungen: L. = Luftmasse, f. M. = feste Masche. Das Modell war aus roter Pheasantwolle hergestellt; der Boden hatte 21 1/2 Zentimeter Durchmesser; der untere Rand war 4 Zentimeter hoch und 45 Zentimeter weit.



Runde gefüllte Mütze für kleine Knaben.

In der Bodenmitte beginnt man mit einem Ring aus 4 L. und häkelt den Boden unter ständigem Zunehmen in f. M.; die f. M. greifen stets durch beide Maschenglieder der vorigen Runde, wie Abb. 4a es deutlich zeigt. Man muß die Arbeit öfter flach auflegen; wölbt sie sich zu sehr, so nimmt man öfter zu, wird sie dagegen zu kraus, so ist weniger oft zuzunehmen. Hat der Boden die gewünschte Größe, so häkelt man etwa 10 bis 11 Reihen weiter, dabei in gleichmäßigen Abständen so oft abnehmend, daß man in der letzten Reihe die erforderliche Weite für den Rand hat; danach folgt der 4 Zentimeter breite (etwa 8 Reihen) breite Rand ohne Zunehmen. Oben in der Mitte ist zuletzt ein Wollpompon anzubringen. Die Mütze kann auch in jeder andern Farbe gefertigt werden.



Nähaufst der Mütze.



Naturgroßes Detail zur Mütze.

Fürs Haus.

Die Aufbewahrung der Steckzwiebeln während des Winters bedarf einer besonderen Sorgfalt; der Raum muß trocken und luftig sein, keineswegs aber warm, doch auch nicht kalt. Werden die Zwiebeln auf der Bühne aufbewahrt, also nicht frostfrei, so sind die trockenen Zwiebeln bei Eintritt von 4—5 Grad Kälte mit Strohmaten, Tüchern usw. zu bedecken. Frieren sie wirklich, so leiden sie doch, falls man sie langsam unter dem Stroh auftauen läßt, wenig Schaden; besser wäre natürlich ein nicht zu warmer, frostfreier Raum. Zur Gewinnung von Steckzwiebeln hat man im Frühjahr auf ein mageres Stück Land recht dick den Samen aus; die aufgewachsenen Pflänzchen werden nicht verdünnt, die mittelgroßen Zwiebeln sollen bis zum Herbst höchstens Haselnußgröße erreichen. Wer solche in Kisten oder undichten Säcken in frostfreien Kammern aufhebt, wird über Mißerfolge weniger zu klagen haben.

Marmelade aus Quitten. Die reifen Quitten werden abgerieben, der Saft nach in mehrere Teile geschnitten und vom Kernsaft und den feinsten Teilen befreit. In einem geeigneten Gefaße, am besten Kupfer- oder Messinggefäß, werden sie mit etwas Wasser weich gekocht, worauf die Masse in ganz heißem Zustande durch ein feines Sieb bezogen wird, durch die Kaffeemaschine gestrichen wird. Da das Quittenmark ziemlich sauer ist, so rechnet man auf 1 Kilo durchschnittlich 750 Gramm Zucker. Beides wird nun unter Rühren so lange gekocht, bis die Marmelade genügend steif erscheint.

Sturmzeit.

Novelle von Josephine Siebe.

Eine Wackskerze gab den Frauen Licht zu ihrer Arbeit; am schmalen Tisch saß die Hausfrau Johanne v. Krafewitz zwischen ihren Töchtern Luise und Marie; ihnen flogen die Nadeln auf und ab, und die grobe Leinwand, an der sie nähten, rauschte und knisterte. Etwas tiefer im Schein, der rot aus dem Kamin in das Zimmer fiel, saß die alte Generalin v. Krafewitz, neben ihr die älteste Enkelin Christine; sie beide ließen die Spinnräder laufen. Die Frauen schwiegen, nur von den Lippen der Alten am Spinnrad kam manchmal ein Wort, eins, das neckte und aufmuntern sollte.

Es gab ihr niemand eine Antwort, und eine Weile lang waren das Ziehen und Surren der Fäden, das Brasseln des verbrennenden Holzes die einzigen Klänge, die in der Stille laut wurden, bis plötzlich stampfende Schritte und Männerstimmen aufstörten. Die Hausfrau stand rasch und laut auf; turend riß an der Großmutter Spinnrad das Fädele, und Luise und Marie warfen ungestüm die Arbeit hin; sie schüttelten sich wie von einem Damm befreit, und ihre roten Backen färbten sich noch tiefer. Christine blieb sitzen. Ihr Haupt, auf dem ährenblonde Flechten schwer lagen, neigte sich, ihr Spinnrad furrte schneller, und ihr Gesicht wurde noch um einen Schein weißer.

Frau Johanne sah es; als sie an der Stieftochter vorbeiging, der sie seit achtzehn Jahren Mutter war, glitt ihre feste Arbeitshand losend, sanft über das junge Gesicht; die Frau jagte kein Wort, nichts, aber Christine sagte doch wie haltend nach der Hand und drückte die brennenden Lippen darauf.

Die Tür wurde aufgerissen; Marie und Luise stürzten mit der Tappigkeit junger Jagdhunde dem heimkehrenden Vater und Stiefbruder entgegen und zogen sie mit ungestümer Zärtlichkeit in den Lichtkreis der Kerze und des Feuers.

„Wie steht's?“ Wie ein Schrei war die Frage und wie ein Lachen klang die Antwort:

„Der Kaiser ist geflohen, die Armee aufgerieben, auf der Flucht!“

„Wie die Schafe laufen sie aus Rußland heraus, die vor den Wölfen fliehen!“ Ein schlanker Junge, dem noch kaum ein dunkler Flaum auf der Oberlippe stand, drängte sich hervor; seine hohe helle Stimme schnappte über der Erregung, er freischte fast: „Nun gibt es Krieg, nun werfen wir endlich die Feinde zum Bunde hinaus, endlich, endlich!“

„Aber Jungchen, Jungchen!“ Frau Johanne wollte beruhigend über die vor Kälte und Aufregung glühende Wangen des Knaben streichen, aber der wild der Hand der Pflegemutter unwillig aus; sein Blick hing an Christines blaßem Gesicht, bohrend, leidenschaftlich, und als das Mädchen immer weiter spann, mit zuckenden Fingern den Faden hielt, schrie er noch einmal: „Es gibt Krieg; nieder mit allen feigen Vaterlandsverrättern! Blut wollen —“

„Schweig!“ fuhr der Freiherr v. Krafewitz barsch den Knaben an, und Heinz v. Ebra verstummte; des Oheims Ruhe bändigte immer am schnellsten sein Ungestüm. Und dann erzählte der Hausherr den Seinen. Er war mit seinem Sohn in Königsberg gewesen, um zu forschen und zu fragen, wie es stand und wo die Wahrheit lag, denn von Rußland herüber kamen in den letzten Tagen dieses Jahres 1812 dunkle schwere Gerüchte. Sie redeten vom Untergang der großen Armee, die im Sommer in Glanz und Pracht, mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen durchs Land gezogen war.

Und Wahrheit war, was da flüsternd und raunend den Weg in das preußische Land gefunden hatte, die siegewohnte Armee war vernichtet, und an dem ungeheuren Jammer entzündete sich die Hoffnung des niedergetretenen preußischen Volkes.

Als der Freiherr erzählte, daß Tausende den Tod gefunden haben sollten und schon vereinzelt müde, abgetriebene Flüchtlinge, wahre Zammergestalten, über die Grenze gekommen wären, stand Christine still auf und verließ das Zimmer; sie glitt wie ein Schatten hinaus, und als sie gegangen war, schwiegen alle und sahen ihr nach. Draußen ein Volk, für das aus blutgetränkten Gräbern die Freiheitshoffnung aufblühte, hier ein Mensch, dessen Glück verankert in dem roten Strom, der die Welt durchbraute.

„s ist arg schlimm mit dem Mädele,“ murmelte mitleidig die alte Frau im Stuhl.

„Sie muß es überwinden; jener ist doch tot für sie,“ sagte Ludwig, des Hauses einziger Sohn, hart. Er war Christines rechter Bruder, aber er fand in dieser Stunde doch nur dies harte Wort.

Heber den Schmerz.

Von Sanitätsrat Dr. Voteler.

Eine der wichtigsten Krankheitserscheinungen, oft sogar die einzige, ist der Schmerz. Einmal wird durch ihn der Betroffene oft erst aufmerksam gemacht, daß er krank ist, und veranlaßt, sich zu pflegen und in Behandlung zu begeben. Wenn z. B., wie es bei Brustfellentzündung vorkommt, der bei dieser Krankheit sonst gewöhnliche stechende Schmerz fehlt, kann der wahre Erfolg in der Brusthöhle eine lebensgefährliche Höhe erreichen, ohne daß der Patient eine Ahnung von seiner Krankheit und ihrer Gefahr hat. Ebenso gibt es Fälle von (sog. ambulatorischem) Typhus, bei welchen der Betroffene, da er keinen Schmerz empfindet, herumgeht, bis er auf der Straße zusammenbricht und vielleicht in kurzer Zeit stirbt wegen Durchbruchs eines Darmgeschwürs. Sodann gibt der Schmerz dem Arzte in der Regel einen wichtigen Fingerzeig bezüglich des Sitzes der Krankheit, ein Satz, der jedoch, wie wir sehen werden, gewisse Einschränkungen erleidet.

Der Schmerz entsteht nach der älteren Ansicht durch übermäßige Erregung aller Empfindungen zum Gehirn leitender (sog. zentripetaler) Nerven; er ist nach Erb der Ausdruck einer bestimmten Reaktion des Bewußtseins auf alle Erregungszustände von einer gewissen Stärke an. So werden z. B. übermäßige Schall- und Lichteindrücke schmerzhaft empfunden, ebenso bei Krankheiten die übermäßige Erregung der (sog. sympathischen) Nerven des Darmkanals, der Gallenblase, der Nieren etc., welche bei Gesunden überhaupt keine bewußten Empfindungen auslösen. Nach der neueren Ansicht sind besondere Schmerznerven vorhanden z. B. in der Haut neben den ebenfalls besonderen Nerven für Druck, Kälte- und Wärmeempfindung. Ihre Endorgane sind der Sitz des Schmerzes und geben uns damit die Lokalisation der erregenden Ursache. Jedoch ist diese Lokalisation nur auf der Haut genau, auf den Schleimhäuten unsicherer und an den inneren Organen ganz unpräzise, daher die häufige Verwechslung von vom Magen bzw. Gallensteinen ausgehenden Schmerzen etc. Organe, welche keine Nerven haben, wie die Knorpel, oder keine Schmerznerven, wie die Lungen, vermitteln keinen Schmerz. Die Schmerznerven gehen mit den Empfindungsnerven zum Rückenmark und durch dieses zum Gehirn; in ersterem nicht, wie die Empfindungsnerven, in den hinteren Strängen, sondern in der Mitte, der grauen Substanz. Ueber den Verlauf im Gehirn ist nichts Näheres bekannt, zumal die meisten Gehirnkrankheiten, soweit sie nicht die Hirnhäute in Mitleidenhaft ziehen, und ebenso Operationen am Gehirn schmerzlos sind.

Die schmerzregende Ursache kann eine mechanische sein (Schlag, Stoß etc.), eine thermische (Hitze, Kälte), eine chemische (Säure, Lauge). Zu diesen gehören auch die Nervenschmerzen z. B. in den Füßen bei chronischer Alkohol-, Blei-, Quecksilber-, Arsen-, Kohlenoxydvergiftung, sowie diejenigen bei Infektionskrankheiten durch Bakteriengifte: die heftigen Kopfschmerzen im Beginn von Typhus, die charakteristischen, äußerst starken Rückenschmerzen vor Ausbruch des Rodenaustritts, die Gesichtsnervenschmerzen bei Influenza und Wechselfieber etc. Bei inneren Krankheiten begegnen uns oft Schmerzen, als deren Ursache wir feinere Ernährungsstörungen annehmen müssen oder auch Steigerung der Erregbarkeit der Schmerznerven infolge im Körper selbst gebildeter, für letztere giftiger Stoffe, so bei Gefäßverfallung, Malaria, Tuberkulose, Krebs etc.

Der Nerv wird nun gewöhnlich an seinen Endorganen (z. B. an der Haut) betroffen; er kann aber auch in seinem Verlauf geschädigt werden, wobei dann die Schmerzen an die Endstelle verlegt werden (sog. exzentrische Projektion): so fühlt der beim Amputierten, bei welchem die durchschnittenen Nervenstümpfe sich in einem Krampfzustand befinden, die Schmerzen in den fehlenden Gliedern. Drittens können die Schmerzen von den zentralen Endorganen der Nerven im Gehirn ausgehen und schließlich dann ebenso heftig sein wie sonstwo (peripher) ausgelöst, selbst wenn wir bis jetzt keine anatomische Veränderung im Gehirn nachweisen können. Dies ist der Fall z. B. bei den Schmerzen der hysterischen, welchen in der Beziehung oft Unrecht geschieht, daß man ihnen ihre Schmerzen nicht glaubt. Eine genaue Begriffsbestimmung der Hysterie zu geben, ist bis jetzt nicht möglich gewesen. Man faßt damit eine Reihe von Erscheinungen zusammen, welche entweder als einzelne geistige Abnormität und Zeichen einer gewissen Minderwertigkeit des Gehirns (neuropathische Konstitution) oder aber auch im Beginn und Verlauf anderer Nerven- und Geisteskrankheiten auftreten. Dazu gehören nun in erster Linie Schmerzen an allen möglichen Stellen des Körpers. Da dieselben durch abnorme Zustände des Vorstellungslebens verursacht sind, nennt man sie psychogene. — Endlich muß der Arzt in Betracht ziehen, daß Schmerzen an einer Stelle von einer andern her ausgelöst sein können durch sog. Irradiation (Uebertragung der Erregung zentripetaler Bahnen im Gehirn auf andere zentripetale Bahnen, welche dann exzentrisch projiziert wird): bekannt wird in dieser Beziehung die Kopfschmerzen bei Magenkatarrh, Wandwurm, Unterleibskrankheiten der Frauen; die Schmerzen in der rechten Schulter bei Leberkrankheiten, im linken Arm bei Herz-

gefäßverfallung etc. In solchen, oft schwer zu deutenden Fällen wird manchmal der Hausarzt, welcher die Krankheitsgeschichte des einzelnen und der ganzen Familie kennt, eher auf die richtige Spur gelangen, als der Spezialist, welcher auf den augenblicklichen Befund der seine Spezialität bildenden Organe in erster Linie zu achten gewohnt ist. Der Grad der Schmerzen läßt sich nicht bestimmen, da er rein subjektiv ist; es scheint jedoch, daß er bei den einzelnen Personen und besonders bei den einzelnen Volksstämmen, sei es durch Gewöhnung an Unterdrückung von Schmerzausdrücken, sei es durch Anlage, verschieden ist. So sind z. B. die Italiener sehr empfindlich, die Engländer sehr wenig, und von wilden Völkern wissen wir, daß die größten Martern ohne Schmerzausdrücken ertragen werden. Zu den heftigsten Schmerzen gehören diejenigen bei Neuralgie, besonders der Gesichtsnerv, an welcher seinerzeit Bismarck litt. Viele haben schon oft die Betroffenen zum Selbstmord getrieben; dann diejenigen bei Gallen- und Nierensteinen. Noch heftiger kann der beklemmende Brustschmerz bei Herzgefäßverfallung sein, wie wir ein Patient verzeichnete, der an dieser Krankheit und Nierensteinen zugleich litt.

Die Art des Schmerzes bei den einzelnen Krankheiten wird von den Kranken verschiedentlich beschrieben; immerhin ist sie für einzelne Formen charakteristisch: so der klopfende Schmerz bei Fingergelenkentzündung, der beklemmende Schmerz mit Vernichtungsgefühl bei der oben genannten Herzgefäßverfallung, die blitzartig durchschießenden Schmerzen in den Füßen bei der sog. Rückenmarksschwindsucht, die nächtlichen Knochenbeschwerden bei Syphilis; die in einzelnen Anfällen mit dazwischengeschalteten freien Pausen einsetzenden Schmerzen bei der auch schon genannten Neuralgie, jener rätselhaften Krankheit, bei welcher am Nerv selbst sich oft gar keine Veränderung findet.

Die Schmerzbekämpfung in Betracht zu ziehen würde hier zu weit führen. Es sei nur darauf hingewiesen, daß zu den älteren Mitteln, wie Morphinum, Kokain, Chloroform, Äther usw., in neuerer Zeit drei weitere Methoden gekommen sind: 1. die örtliche Betäubung nach Schleich; bei dieser werden die Schmerznerven leitungsunfähig gemacht, indem sie durch Einspritzen einer ganz schwachen Kokain- (Suprarenin-) Lösung in die Gewebe zum Aufquellen gebracht werden. Auf diese Weise lassen sich nicht bloß alle kleineren, sondern auch größere (Kropf-, Bruch-) Operationen, besonders bei älteren Leuten, wo die allgemeine Betäubung gefährlich wäre, ganz oder nahezu ganz schmerzlos ausführen. 2. Die Rückenmarksbetäubung, bei welcher eine betäubende Substanz (Novocain, Tropolocain, Stovain) in den Saft, mit welchem die Hautoberfläche dieses umschließt, eingespritzt wird; je höher oben dies geschieht, um so höher hinauf reicht dann die Empfindungslosigkeit. Diese Methode, welche allerdings vereinzelt auch schon zu Schädigungen (Nähmungen, Atmungsstillstand) geführt hat, ist besonders für große Unterleibsoperationen und Amputationen etc. an den Beinen im Gebrauch. 3. Die Morphinum-Stopocain-Einspritzung unter die Haut, welche allgemeine Betäubung wie durch Chloroform herbeiführt. Sie wird besonders von den Geburtshelfern angewandt.

Was wir nicht lieben.

Wir lieben es nicht, wenn andere Leute sich vordrängen, uns rücksichtslos stoßen und beiseiteschieben, uns vielleicht etwas früher als wir an die Reihe zu kommen oder uns den Vorrang abzulassen, sei es an Bahnhof, Posthalter, Theaterkasse oder bei Schenswürdigkeiten auf der Straße. Wir lieben es nicht, wenn man uns auf höfliche Fragen eine unfreundliche Antwort erteilt, mag es im öffentlichen Verkehr, im Geschäft, auf Reisen oder auch bei einer Bekannte sein. Wir lieben es nicht, von unheimlichen Menschen selbst wenn sie im Range höher stehen, hochmütig behandelt zu werden. Wir lieben es nicht, wenn unsere Mitmenschen allzu neugierig sind und sich mehr als billig um unsere Angelegenheiten kümmern. Wir lieben es nicht, wenn wir bei Verabredungen lange und am Ende sogar vergeblich warten müssen. Wir lieben es nicht, wenn wir in unserer nächtlichen Ruhe durch rücksichtslose Mitbewohner gestört werden. Wir lieben es nicht, betrogen und übernommen zu werden, sei es auf Reisen oder im täglichen Leben. Wir lieben es nicht, wenn man uns etwas verspricht und nachher nicht Wort hält. Wir lieben es nicht, wenn wir bemerken müssen, daß andere Leute uns betrachten, über uns spotten oder lachen. Wir lieben es nicht, wenn man über uns üble Nachreden verbreitet, die unserem Ansehen schaden können. Wir lieben es nicht, wenn wir Unand ernten, wo wir Liebe gesetzt haben. Wir lieben es nicht, falsche Freunde zu haben, die uns in guten Tagen schmeicheln, aber in der Not uns verlassen. Wir lieben es nicht, wenn andere Leute sich blähen und prahlen mit ihren Talenten, ihrem Gelde auch mit ihrer Familie. Wir lieben es nicht, empfinden zu müssen, daß wir überflüssig oder entbehrlich sind. Dieses alles lieben wir Menschen samt und sonders nicht. Aber ebendarum sollten wir solches auch bei uns selbst im Umgang mit unseren Nächsten stets bedrücken und das Wort beherzigen: „Was du nicht willst, das man dir tu“, das füg' auch keinem anderen zu!“

M. Ruchtag.

Ein äußerst harmlos Wesen,
Auch Peterlein genannt,
Verdaut sein Mittagessen,
Von süßem Schlaf gebannt.
Jetzt geht das Mäulchen wieder,
Die Wange färbt sich rot,
Und fröh, der tapf're Ritter,
Schlägt Ries' und Drachen tot. -z.